

Aufrecht. stehen. bleiben – ein Anfang
Jahresthema des Frauenwerkes der Nordkirche

Anne Reichmann

Auftauchen.

Für etwas stehen und dran bleiben. Aber nicht stehen bleiben.

Vortrag zur Eröffnung des Jahresthemas in Büsum, 14. 2. 2015

Die erste Szene, die mir in den Sinn kam, als ich dieses Jahresthema hörte, war so: Ich sehe eine Frau sehr angespannt durch einen Park rennen, den Oberkörper nach vorn, alles nach vorn ausgerichtet zum Ziel hin. Man sieht: Ihre Aufmerksamkeit ist schon dort, wo sie noch nicht ist. Wo sie körperlich ist, da ist sie nicht mit ihrer Aufmerksamkeit. Sie ist nicht bei sich und nicht bei den andern um sie her, die ihr im Moment nur ein Hindernis sind. Ich möchte ihr hinterher rufen: „Bleib doch mal stehen und schau Dich um!“

Stehenbleiben. Innehalten. Zu sich kommen. Wahrnehmen, wer ich bin inmitten der Welt, in der ich mich bewege. Das tun wir mit diesem Tag und an jedem Sabbat. Nach Hanna Arendt unterbricht das Denken den Lauf der Welt und unseres Handelns: es reflektiert und sucht nach Sinn; es hinterfragt und urteilt.

Dieses Stehenbleiben ist eine Unterbrechung des alltäglichen Gerenne. Erst wenn ich aufhöre zu tun, was ich gewohnheitsmäßig tue, werde ich meiner selbst gewahr. Ich kann mich umwenden und sehen, was hinter mir ist. Ich kann herabschauen und spüren, was unter mir ist, der Boden, der mich trägt. Ich kann in mich hineinhorchen und merken, dass ich nichts mehr gemerkt habe, nichts mehr gesehen habe, nichts mehr gehört habe vor lauter nach außen gerichteter Aktivität. Nach einer Weile des Stehenbleibens erlebe ich aber, dass etwas auftaucht aus meinem Inneren – ein Gedanke, ein körperlicher Impuls, eine Wahrnehmung. Ich kann da ankommen, wo ich bin. Ich kann mich be-sinn-en.

Die Wahrnehmung unserer Sinne braucht Zeit. Schnelligkeit steht ihr entgegen. Wenn ich stehen bleibe und nicht beschäftigt bin, tauchen die Dinge vor mir auf, und Bilder aus meinem Inneren kommen an sie Oberfläche. Ich komme in Kontakt mit mir und mit denen, die um mich sind. Es tut sich etwas in mir und zwischen uns, wenn ich nichts tue.

Manchmal, wenn ich etwa an einer Ampel stehe und eine fremde Frau anschau, dann sie hält an und schaut zurück. Das tun wir unwillkürlich. So wird mein Stehenbleiben zu einem Impuls, der etwas auslöst dort, wo ich bin. Ich gebe meiner Umgebung Resonanz, indem ich sie wahrnehme und auf sie antworte, und ich bekomme Resonanz, indem auf mich reagiert und geantwortet wird.

Ich bin im Kontakt. Das ist eine ganz andere Form der Lebendigkeit als das hektische Vorwärtsstürmen, das ich so gut kenne. Und diese elementare Erfahrung ist wohl etwas, das verloren zu gehen beginnt in einer Zeit, in der keine Zeit mehr ist für solche Erfahrungen.

Was wir heute am meisten brauchen, wird durch die Art, die wir leben, verhindert. Das ist ein Teufelskreis.

Was in der Frauenarbeit zu dem Jahresthema geführt hat, ist auch eine Szene:

Prag, zu Beginn des letzten Jahrhunderts. Ein Mädchen, Milena Jesenska, schaut mit ihrer Mutter aus dem Fenster. Auf der Straße sind Unruhen, die Polizei taucht auf, es sind Schüsse zu hören, und die Menschen fliehen. Da bleibt auf einmal ein Mensch aufrecht auf der Straße stehen, eine ganze Minu-

te lang, die dem Mädchen wie eine Ewigkeit vorkommt. Dann beugt sich der Mann hinunter, um sich um den Verwundeten zu seinen Füßen zu kümmern. Dieser Mann ist ihr Vater.

Mir erscheint diese Szene, die während der Suche nach dem Jahresthema aufgetaucht ist, wie ein Gleichnis für das, was wir brauchen.

Es ist die Haltung, die mit dem Jahresthema ausgesprochen wird: ein Innehalten, ein Sich-auf-halten-lassen durch das, was mir entgegen kommt, was mich berührt und betroffen macht. Es geht mich etwas an. Auftauchen aus dem Strom der rennenden Masse.

Darin zeigt sich ein Mut, der nicht aus einem Anspruch kommt, sondern aus einem Impuls, der einen Menschen erfasst, wenn ihm buchstäblich etwas vor die Füße fällt. Dieser Mensch folgt einem Impuls sich zuzuwenden, einem Impuls, der ausgelöst wurde durch einen andern Menschen. Und der Anruf dieses anderen Menschen ist so stark, dass er die Gefahr vergisst, in die er dadurch kommt. Er kalkuliert nicht mehr. Er antwortet. Er ist im Kontakt. Er ist ganz bei sich und ganz bei dem andern.

Das Jahresthema ist diesmal kein inhaltliches Thema geworden, sondern eine Haltung. Das finde ich bemerkenswert.

Um diese Haltung soll es im Folgenden gehen.

Mein weiteres Vorgehen wird so sein:

1. Ich möchte aus psychoanalytischer Perspektive beschreiben, was eigentlich nötig ist, damit ein Mensch körperlich und seelisch aufrecht stehen kann. Damit er selbstbewusst und eigenständig sein kann, eine Identität hat.
2. Ich möchte ein paar Grundzüge unserer Gesellschaft beschreiben, die es schwer machen oder verhindern, dass wir wahrnehmen, was ist, dass wir stehen und bleiben und uns einander zuwenden können.
3. Ich stelle mir die Frage, ob Aufrecht-Stehen und Bleiben heute nicht schon eine Art von Widerstand ist.
4. Am Ende geht es um den Anfang: Was heißt das eigentlich: Anfangen mit dem Aufstehen? Was ist das für eine Haltung, und was hat die mit unserem Glauben und mit unserem Tun zu tun?

1. Die Psychoanalytische Perspektive

Es ist ein ungeheuer komplexer und sehr irritierbarer zwischenmenschlicher Prozess, der dazu führt, dass ein Mensch sich aufrichten kann und ein relativ stabiles Gefühl dafür entwickelt, wertvoll zu sein; ein Gefühl, das ihn befähigt, zu sich und zu etwas stehen zu können.

Der Anfang ist eine Beziehung. Es gibt keinen Säugling ohne Mutter, und es gibt keine Mutter ohne einen Säugling. Die beiden sind leibseelisch aufeinander bezogen und voneinander abhängig. Sie erfinden miteinander ein Wechselspiel des Umgangs miteinander, und der gemeinsame Raum, in dem das stattfindet, ist für beide ihre Welt. In dieser Welt beseelen sie einander. Wenn Mutter und Kind ein zuverlässiges gut aufeinander abgestimmtes Miteinander entwerfen, dann entsteht zwischen ihnen eine Bindung. Sie gibt dem Baby einen Halt.

Der Akt des Stillens ist das Zentrum dieser allerersten Beziehung: Die Mutter hält das Kind im Arm, es trinkt, beide sehen sich an. Das Kind reagiert sehr sensibel auf das Gesicht der Mutter. Im ihrem Blick entdeckt das Kind zum ersten Mal sich selbst. In ihrer Mimik kann das Kind erleben: Ich bin willkommen in der Welt. Ich bin angesehen. Ich habe eine große Bedeutung für die Mutter.

Wer den Segen hört, spürt die Verknüpfung zu dieser Ur-erfahrung des Menschwerdungsprozesses: Gott lasse das Angesicht leuchten über Dir. Gott erhebe das Angesicht auf dich und gebe Dir Frieden.

–

Wir brauchen ein Angesicht über uns, ein Angesehen-werden, ein Leben lang.

Die Anwesenheit der Mutter ist für das Kind überlebensnotwendig. Wenn das Gesicht der Mutter starr bleibt, dann versucht ein Kind zuerst, es wieder lebendig zu machen. Gelingt das nicht, so fällt das Gesicht des Kindes in tiefe Resignation. Wenn die Mutter nicht auf das Kind antworten kann, dann entsteht in dem Kind ein namenloses Grauen, ein Fallen, in dem es keinen Halt gibt. Die Psalmen erzählen von diesem Zustand, den wir auch als Erwachsene erleben können:

-nimmst du weg deinen Odem, wendest Du ab dein Angesicht, so vergehen sie und werden wieder Staub (104).

- Ich wache und klage wie ein einsamer Vogel auf dem Dach...

Staub esse ich wie Brot. In mein Getränk mischen sich Tränen. (102)

Oder: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“

Menschen sind angewiesen auf Resonanz. Die seelische Wirklichkeit ist von Anbeginn an eine mit andern geteilte. Erst durch die Andere kommen wir zu uns selbst und werden unserer selbst bewusst.

Wir können uns die innere Welt eines Babys vielleicht so vorstellen: Es ist von außen und von innen kommenden Einflüssen ausgesetzt, die es buchstäblich noch nicht fassen kann: Der Hunger beißt, die Angst überschwemmt ihn.

Eine einfühlsame Mutter nimmt das Schreien des Kindes auf, bewegt es in ihrem Herzen und antwortet dann, indem sie ihm die Brust gibt oder indem sie es aufhebt und tröstet. Sie verwandelt die Gefühle des Babys in ihrem Inneren und legt sie dann in die Form ihrer Zuwendung. Sie ist so etwas wie ein seelisches Verdauungsorgan für das Kind; sie nimmt unerträgliche Gefühle ihres Babys auf, und sie wandelt sie verstehend um. Das Baby nimmt die verwandelten Gefühle auf und beruhigt sich. Es ist getröstet.

Diese kleine Sequenz wird zu einer Erfahrung, die verinnerlicht wird: Sie ist so etwas wie eine erste innere Struktur, etwas Gutes in mir, worauf nun etwas aufbauen kann. Sie wird ergänzt und überlagert und differenziert von vielen folgenden Beziehungserfahrungen. Ich brauche eine innere Struktur, um stehen zu können. Es entsteht mit der Struktur ein innerer Raum, der mit der äußeren Welt im Austausch ist und sie auf eigene Art abbildet. In der inneren Welt sind alle emotionalen Erlebnisse versammelt.

Im Lauf der Zeit nimmt das Kind nicht nur die durch die Mutter modellierten Gefühle auf, sondern auch diese Funktion der Mutter, ihre Fähigkeit, etwas Bedrohliches in etwas Erträgliches zu verwandeln. Es entwickelt in sich nun selbst eine verwandelnde und haltende Kraft. Es wird selbständig, lernt selbst zu stehen. Es wird unabhängiger von der Mutter. Alle diese Erfahrungen bekommen Namen und Bedeutung; die Sprachentwicklung beginnt.

Wir haben also nicht unsere Mutter oder unseren Vater in uns, so wie sie oder er war, sondern so, wie wir sie erlebt haben in unserem gemeinsamen Wechselspiel. Und dieses Spiel ist eingebettet in einen gesellschaftlich-kulturellen Horizont, dessen Vorstellungen, Bewertungen und Normen wir buchstäblich mit der Muttermilch aufnehmen.

Auf dem Reifungsweg kommt es aufgrund innerer und äußerer Einflüsse immer auch zu enttäuschenden, schmerzhaften Erfahrungen, die in dem Kind eine Wut oder einen Hass wecken, welcher es dazu bringt, die Mutter oder den Vater als die Nächstliegende anzugreifen und zerstören zu wollen.

Es ist die wichtigste Erfahrung dieser Zeit, dass die Mutter diese Angriffe „überlebt“¹, dass sie nicht zurückschlägt, nicht weggeht, nicht einknickt, sondern - im Kontakt! - stehen bleibt. Sie setzt der Zerstörungswut eine Grenze, vielleicht, indem sie das Kind ganz fest hält und ansieht und NEIN sagt. Sie setzt eine Grenze. Aber sie bleibt und wendet sich zu. Auf diese Weise lernt das Kind seine eigenen Grenzen kennen: Die Mutter ist nicht kaputt zu kriegen. Sie ist ein starkes Gegenüber. Gott sei Dank! Sie bleibt bei sich und ihrer Liebe zu dem Kind. Das ist die Basis für eine Grundzuversicht des Getragenseins, des Vertrauens in die Welt und in sich selbst.

Durch solche Erfahrungen erlebt das Kind die Mutter gleichzeitig als eine Andere, eine von ihm unabhängige Person eigenen Rechts, mit der man schöne und unschöne Erfahrungen machen kann; es bleibt dieselbe Mutter, in aller Ambivalenz. Fortan ist es so, dass das Kind beginnt, so etwas wie Besorgnis zu erleben für die Mutter; es möchte die Mutter nicht zerstören. Es möchte etwas wieder gut machen, wenn es wütend gewesen war. Man könnte sagen: Dies ist ein Schritt zur Menschwerdung, die Grundlage für das Mitgefühl für Andere.

Dieser kleine Ausflug in die neuere Psychoanalyse zeigt, dass das Individuum nicht als eines gedacht wird, dass da ist und erst sekundär mit andern in Beziehung tritt. Es ist umgekehrt:

Nach Winnicott taucht das Selbst aus dem Zwischenraum zwischen Mutter und Kind auf, einem leibseelischen Raum, den beide gemeinsam erschaffen haben. Das Selbst ist die Frucht eines zwischenmenschlichen Geschehens. **Subjektivität und Selbstbewusstsein sind zwischenmenschlich, intersubjektiv, vermittelt und enthalten das Soziale, das Gesellschaftliche und Kulturelle von Anfang an in sich.**

Erst die Anerkennung durch eine Andere schafft eine Spannung zwischen Menschen, die einerseits **Getrenntsein** vom Andern und damit Selbstständigkeit und Selbstbehauptung, andererseits **Miteinandersein** und damit Kontakt und Beziehung erlaubt². Unabhängigkeit und Abhängigkeit sind die beiden Pole, zwischen denen sich das Spannungsfeld unserer Beziehungen ausdehnt. Meist gilt Unabhängigkeit als das Erstrebenswerte, Unabhängigkeit von der Natur, von anderen Menschen – das zeigt sich in Theorien und in der Praxis. **In der Verleugnung der Abhängigkeit ist die lebenswichtige Balance gestört, die alle Lebewesen miteinander teilen und die sie untereinander verbindet.**

Auch in der Hirnforschung wurde herausgefunden, dass die Fähigkeit, sich mit den Augen des Anderen zu sehen, als Voraussetzung für die Entstehung eines Gefühls eigener Identität ist. Wer ich bin, erkenne ich, wenn ich mich aus der Perspektive eines Andern sehen kann oder wenn ich mich in einem Anderen wiedererkenne.

Genügend gute Erfahrungen sind der Boden, auf dem ich wachsen kann. Dies Gute in meinem Inneren hilft mir auch dazu, allein sein und Durststrecken überstehen zu können. Aber ich suche immer wieder ein Gegenüber, das mich anerkennt und mit dem ich etwas Gutes erleben kann. Unsere Erfahrungen mit andern Menschen sind immer wieder anders und auch nicht immer gut. Die Frucht vieler solcher Erfahrungen bin ich. Wir sind die Geschichte unserer Beziehungserfahrungen mit andern Menschen. Unsere innere Welt steckt voller Geschichten. Ich habe aufgrund dieser Erfahrungen ein relativ stabiles inneres Bild von mir und ein relativ gutes Verhältnis zu mir. Das ist **Identität**.

Ohne das Gefühl, für sich selbst eine eigene Art, einen Wert und eine Bedeutung für Andere zu haben, sind wir ein bloßes Objekt in der Welt.

Aber Identität und Subjekt-Sein sind nicht ein für alle mal da und fertig. Ein Mensch bleibt ein Leben lang auf die Anerkennung durch Andere angewiesen. Selbstbewusstsein ist kein Besitz, sondern ein lebendiger Balance-Prozess, mit dem wir zeitlebens mal mehr, mal weniger beschäftigt sind.

¹ Siehe Winnicott, R. , Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, 2006 und ders., Vom Spiel zur Kreativität, 2012

² Altmeyer, M., Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, 54/2000 (Heft 2), S. 24

2. Die sozialpsychologische und soziologische Perspektive

Es vollzieht sich in unserer Gesellschaft ein Prozess schleichender Beschädigung von sozialer Verwurzelung und Bindung. Bianchi³ beschreibt in der Entwicklung der sozioökonomischen Verhältnisse seit nun 3 Jahrzehnten zerstörerische Veränderungsprozesse. Er sieht sie in der Ablösung des europäischen Sozialstaates durch das neoliberale Modell.

Zur Bewahrung einer Identität bleiben wir auf konstruktive Beziehungen angewiesen, die auch andere soziale und gesellschaftliche Bezüge umfassen: Schule, Beruf, Arbeitsplatz, Familie, Freundinnen und Kollegen, auch politische und religiöse Institutionen. Deshalb haben konstruktive sozioökonomische Strukturen eine Grundfunktion für die Sicherung eines ausreichend guten Selbstwert- und Identitätsgefüges.

Die gesellschaftlichen Strukturen „müssen sich an den zentralen Lebensbedürfnissen und –rechten der Menschen, vor allem im Blick auf Verwurzelung, soziale Sicherheit und Gerechtigkeit, Recht auf Arbeit und Bildung, demokratische Mitbestimmung und Verantwortung – orientieren und damit die Grundlage für eine autonome Existenzgestaltung und Lebensplanung für die Einzelnen und Familien bieten.“⁴

Der Sozialstaat war geprägt von relativ zuverlässigen Strukturen: Ein Rechtsstaat, Vollbeschäftigung, steigender Lebensstandard, Errichtung von Institutionen, die dem Solidaritätsprinzip und dem sozialen Ausgleich verpflichtet waren – eine Haltung der Zuwendung zum anderen und der Besorgnis um das Wohl aller Menschen sorgte für eine Klima von relativer Anerkennung, wechselseitiger Verantwortlichkeit und Vertrauen.

Diese gesellschaftlichen Errungenschaften der sozialstaatlichen Einbettung der Menschen gelten im neoliberalen Modell als Hemmnis der ungehinderten Entfaltung des Kapitals.

Beschleunigte Rationalisierungsprozesse sorgen für enormes Wachstum, aber die Arbeitsplätze nehmen ab oder werden prekär. Der Glaube, dass Wachstum Arbeitsplätze schaffe, bleibt gegen alle Erfahrung führend in der Politik. Markt, Leistung und Konkurrenz sind zentrale Bezugspunkte der Gesellschaftsentwicklung geworden. Alle Lebensbereiche sind davon dominiert. Wir haben ökonomische Normen so sehr verinnerlicht; sie sind so selbstverständlich und alternativlos geworden, dass wir mit ihnen identifiziert sind und sie kaum noch bemerken.

Die Hartz IV Gesetzgebung hat dafür gesorgt, dass die Verantwortung füreinander einer Norm gewichen ist, die besagt, dass jeder für sich selbst eintreten muss. Arbeitslose werden als teure Kostgänger diffamiert, die selbst schuld sind an ihrer Misere. Konkurrenzkampf und das Herabblicken auf Bedürftige haben das soziale Klima verschlechtert. Arbeitslose werden schlecht angesehen und oft entsprechend behandelt. Sie können froh sein, dass die Gesellschaft ihnen Unterstützung gewährt; Paternalismus breitet sich aus.

Die, die noch Arbeit haben, haben Angst, sie zu verlieren und nehmen Kürzungen in Kauf. Teile der unteren Mittelschichten bewältigen ihre Angst vor dem Abstieg dadurch, dass sie zynisch auf soziale Randgruppen und berufliche Verlierer herabblicken (z.B. Pegida). Es kommt zu einem zunehmenden Auseinanderklaffen zwischen Arm und Reich und zu einer Entsolidarisierung.

Immer mehr Menschen werden aus der Gesellschaft ausgeschlossen, gehören nicht mehr dazu, leben in Ghettos und drohen ohne die haltenden Strukturen zu verwahrlosen. Es gibt Angst und Perspektivlosigkeit vor allem junger Menschen im Blick auf die Zukunft. Das ist wie eine Zeitbombe.

³ Reinhold Bianchi, Freiburg, Was macht die Globalisierung mit uns, Vortrag am 25. 3. 2007 in Meißen

⁴ Ders., S. 2

Die Angstentwicklung in der Bevölkerung führt zu einer verstärkten Opfer- und Verzichtsbereitschaft bei den Noch-Beschäftigten. So geraten alle unter zunehmenden psychischen Stress und versuchen sich anzupassen. Orientierungen, auf die man sich früher verlassen konnte – z.B. wer gut ist, hat auch Erfolg – stimmen nicht mehr. Befristete Arbeitsplätze, der Zwang zu Flexibilität und Mobilität, die Willkür permanenter Umstrukturierung führen zu dem, was Richard Sennett „emotional drift“⁵ nennt. Das ist eine permanente Unsicherheit. Das Gefühl für Wert und Sinn des persönlichen Engagements geht verloren. „Es bringt alles sowieso nichts.“

So vollzieht sich ein Prozess schleichender Beschädigung von sozialer Verwurzelung, Bindung und Verantwortlichkeit.

Diese neoliberalen Prozesse sind zentral gegen wesentliche Bedürfnisse der Menschen gerichtet. Denn das lebenslang zu regulierende Identitätsgefühl hängt mit sozialer Einbettung und Anerkennung zusammen.

In unserer Gesellschaft ist gesellschaftliche Anerkennung wesentlich an berufliche Erwerbsarbeit geknüpft.

Der Verlust eines Arbeitsplatzes ist daher eine traumatische Erfahrung. Sie stürzt jeden Betroffenen in Identitätskrisen. Man verliert den psychischen Halt. Massive Selbstzweifel führen zu Selbstwertverlust und Depression. Man fühlt sich überflüssig und meint schließlich, selbst daran schuld zu sein. Mit dieser Figur verinnerlichen Menschen eine Ideologie, die gesellschaftlich verbreitet wird. Die Massenarbeitslosigkeit wird als Problem der individuellen Arbeitssuche der Arbeitslosen behandelt. Die Individualisierung, - das ist ein sozialpsychologischer Abwehrmechanismus. Wer keine Arbeit findet, will ja nicht arbeiten und ist Sozialschmarotzer. Man schiebt das gesamtgesellschaftliche Problem auf die Arbeitslosen als Einzelne unfähige Personen. Nun ist es ihr Problem und nicht mehr das der Gesellschaft. Indem die Arbeitslosen an den Rand gedrängt werden, ist die Gesellschaft ihr Problem los. Und Alternativen wie die, dass Arbeit geteilt werden könnte oder dass alle Menschen eines Sozialraums zu dessen Wohl auch in Anspruch genommen werden sollten anstatt herum zu hängen, werden nicht ernsthaft erwogen.

Das ist genau genommen eine Täter-Opfer-Verkehrung. Die Schuld wird auf die Arbeitslosen geschoben und dann unsichtbar gemacht. Denn die im Dunkeln sieht man nicht.

Unter dem Druck des hemmungslosen Neoliberalismus wird die mühsam erkämpfte Stufe des kollektiven Sich-umeinander-Kümmerns verlassen. Stattdessen breitet sich ein rivalisierendes, verfolgendes und entwertendes Klima aus. Damit werden Demokratie und gesellschaftlicher Zusammenhalt beschädigt.

In diesem Klima kommt es zu einer schwerwiegenden soziopsychischen Pathologie. Sie beruht auf dem Zerschneiden der Perspektive wechselseitiger Anerkennung und Verbindung. In den Eliten der Finanzwelt etwa breiten sich Allmachtsphantasien aus, die reale Abhängigkeiten und Bezogenheiten verleugnen. Man kann von einem nicht begrenzten krankhaften Egoismus sprechen. Er führt dazu, dass andere und anderes entweder gar nicht wahrgenommen oder entwertet und verachtet werden. Die Reichen leben teilweise in völlig abgeschlossenen Welten und verschanzen sich in Angst und Sorge um ihre Machtstellung. Sie betreiben den Abschied aus der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft.

„Die entbettete Wirtschaft, ihre shareholder und Manager bewegen sich wie aggressiv-narzistisch gestörte Individuen rücksichtslos durch eine sensible Welt, walzen sich ihren Weg frei und überlassen es den anderen, für die Reparatur der Beschädigungen zu sorgen.“⁶

⁵ Richard Sennett, Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin, 1998

⁶ Bianchi, S. 10

Die Reparatur der Beschädigungen besorgen vor allem Frauen. Aber der gesamte Bereich fürsorglicher Arbeit, die wesentlich von Frauen verrichtet wird, wird nicht wahrgenommen, wird entwertet und ausgebeutet. Damit wird die Abhängigkeit der Gesellschaft von dieser Arbeit verleugnet.

Anstelle von Mitgefühl breitet sich eine Abspaltung innerhalb der Wahrnehmung aus – in der Perspektive Einzelner, aber auch in der atmosphärischen Öffentlichkeit; d.h. die Täter nehmen die realen Opfer und damit die eigene Täterschaft nicht mehr wahr.

Arme, Alte, „nutzlose“ Menschen sind kaum sichtbar, aber auch zerstörte Landschaften und Nutztiere, die – ihrer natürlichen Umgebung beraubt - in Massentierställen dahinvegetieren; aussterbende wilde Tier- und Pflanzenarten, die aufgrund agrarischer Monokulturen ihren Lebensraum verloren haben und auf die man verzichten zu können meint, nicht eingedenk der Tatsache, dass es die Vielfalt ist, die das Leben auf der Erde stabilisiert; - sie werden nicht wahrgenommen, sind ausgegliedert; man bemerkt sie kaum noch. Und so nimmt man auch nicht wahr, was ihnen angetan wird. Das Leiden, das durch die Art und Weise, wie wir mit Menschen und Tieren umgehen, erzeugt wird, wird abgeschoben und weggesperrt. Die im Dunkeln sieht man nicht.

So können die Täter zerstören, ohne ihre Zerstörung zu bemerken und ohne als Zerstörer gesehen und bewertet zu werden. In die Täterschaft sind wir allerdings alle mit hineingenommen. Das System ist so komplex, die wechselseitigen Abhängigkeiten so vielfältig, dass niemand sagen kann, er hätte damit nichts zu tun.

Sozial und ökologisch ist der Neoliberalismus zutiefst destruktiv, und obwohl die Maßlosigkeit seiner Entwicklung durch die Finanzkrise etwa erlebt werden konnte, gibt es noch keine wirksamen politischen Beschränkungen des Zugriffs des Ökonomischen auf alle Lebensbereiche; die Freihandelsabkommen (TTIP, Ceta) verstärken eher die Macht der Konzerne und schwächen die Möglichkeit von Staaten, ökologische, kulturelle, demokratische und soziale Standards zu errichten und zu halten.

Ich ergänze diese Analyse durch einige Einsichten des Soziologen Hartmut Rosa⁷.

Er benutzt das Bild des Abhanges, um das gesellschaftliche Klima im gegenwärtigen Kapitalismus zu beschreiben:

Wir laufen als Gesellschaft nicht auf ein Ziel zu, sondern vor dem Abgrund weg. Neidgetrieben. Angstgetrieben. Es ist die Angst, nicht mithalten zu können, abzurutschen. Als wenn wir uns an einem glitschigen Hang befinden. Da findet man keinen Halt. Da kann man nicht stehen.

Was die Gesellschaft zusammenhält, sind nicht mehr Ziele oder soziale Verabredungen, sondern Zeitnormen: Zeit ist Geld. Darin sind sich alle einig. Das ist ein stummer Zwang, der sich hinter dem Rücken der Akteure durchsetzt. Die technische Beschleunigung sorgt für eine Beschleunigung des sozialen Wandels. Es kommt zu einer „Gegenwartsschrumpfung“: Die Zeiträume, in denen man davon ausgehen kann, dass Lebens- und Handlungsbedingungen einigermaßen stabil bleiben, schrumpft. Die Generationen leben buchstäblich in verschiedenen Welten. Aus Erfahrungen zu lernen ist dann kaum noch möglich. Identität im Sinne von Verwurzelung in einer Lebensform oder an einem sozialen oder lokalen Ort ist anachronistisch geworden.

Die Beschleunigung des Lebenstempos bedeutet: Wir tun immer mehr Dinge in immer weniger Zeit. Zeitdruck, Angst nicht mehr mitzukommen. Versagensängste. Es geht nicht mehr drum, irgendwo anzukommen, sondern nicht abzurutschen. Das Tun wird angstgetrieben, nicht vom eigenen Willen her bestimmt. Wir tun aus freien Stücken oftmals Dinge, die wir nicht wirklich wollen. Ein latentes Schuldgefühl wird zum ständigen Begleiter. Viele machen die Erfahrung von Vergeblichkeit und sind

⁷ Hartmut Rosa, Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung, Berlin 2012

zutiefst erschöpft, weil sich trotz aller Anstrengungen der Erfolg nicht einstellt. Rasender Stillstand (Paul Virilio).

Das eigene Leben wird nicht mehr als sich planbarer, sich entwickelnder Prozess erlebt, sondern als offenes Spiel oder als „Drift“ (Sennett). Man kommt einfach nicht mehr mit, schottet sich ab, reagiert nur noch. Die Welt zersplittert. Identität muss jeweils neu in unterschiedlichen Kontexten formuliert werden. Es gibt nach Rosa nur noch so etwas wie „Situative Identität“.

Weil es immer weniger Orientierung darüber gibt, wer wir sind, müssen wir uns immer häufiger zum Thema machen. Und weil wir vor allem in unseren Funktionen von Bedeutung sind – als Konsumentin oder als Erwerbstätige - haben wir einen Mangel daran, als ganze Person wahrgenommen zu werden. Es gibt ein großes Begehren nach allem, was einen ganz persönlich betrifft. Aber wo Dinge, Partnerinnen und Arbeitsverhältnisse ständig gewechselt werden, kommt es zu einer Entwertung der Einzelnen.

Beschleunigung führt zu einer gestörten Weltbeziehung und zu einer gestörten Beziehung zu sich selbst: Wo Menschen nicht die Zeit haben, lebenspraktisch und sinnlich mit Menschen und Dingen umzugehen und sich etwas entwickeln zu lassen, etwas zu entdecken, da wird das Leben immer abstrakter, unsinnlicher, leerer. Deshalb muss alles doll und toll sein: Man hüpfert von Höhepunkt zu Höhepunkt; die Tiefen werden übersprungen; man hat dem Leben seine Schattenseiten ausgetrieben; es wird banal und sinnlos. Eine eigentümliche Bleichheit erfasst die Phänomene des Lebens. Deshalb gibt es eine Hast, möglichst viel zu erleben, immer größere Reisen zu machen und immer besondere Dinge zu kaufen. Das Verhältnis zu den Dingen gestaltet sich nach Nutzaspekten; ich kalkuliere, was ich wovon habe. Was wir tun, soll sich auszahlen. Alles muss billig zu haben sein. Diese zweckorientierte Betrachtungsweise sperrt uns von der Fülle des Lebens ab und verstopft unsere Sinne.

Die Anverwandlung gelingt nicht mehr. Anverwandlung bedeutet, sich etwas vertraut zu machen. Etwas bekommt Bedeutung für mich und wird ein Moment der eigenen Lebensgeschichte. Dann brauche ich nicht viel. Aber ich kann dazu stehen. Und kann dabei bleiben, mir treu bleiben.

Man kann sich in einer eiligen Welt nicht mehr aufeinander abstimmen, so wie es zwischen Mutter und Kind geschildert wurde als Voraussetzung für psychisches Wachstum. An die Stelle von Beziehung tritt Entfremdung. Und Menschen, die nicht aus ihrem Inneren heraus mit sich, der Welt und anderen verbunden sind, sind unsicher, sind manipulierbar und verlieren die Autonomiefähigkeit, die Fähigkeit, selbstständig zu stehen.

Diese Gesellschaft bringt ein Weltverhältnis hervor, das Resonanzerfahrungen zerstört. Das ist die Diagnose von Hartmut Rosa. Da geht es nicht, stehen zu bleiben und lauschen. Wer aber alle Dinge unter ihrem Nutzaspekt betrachtet, verliert die Wahrnehmung für die Antwort der Dinge. Er bringt die Welt zum Verstummen. Sie antwortet nicht mehr. Die Bäume, die Vögel, der Wind, das Meer – sie sagen ihm nichts mehr.

Man kann diese Probleme nicht individuell lösen. Man muss an mehr als an einem Rädchen drehen. Wir brauchen eine große sozialökologische Transformation.

3. Stehen als Widerstand – politisch-ökologische Perspektive

Judith Butler formuliert in ihrer Rede zur Verleihung des Adorno-Preises in Frankfurt 2012⁸ Bedingungen demokratischen Lebens, Denkens und Handelns, das sich den Bedrängnissen unserer Zeit stellt. Und sich einer Sache zu stellen heißt: Ihr Gegenüber sein. Stehen. Nicht weichen.

Auch Butler weist darauf hin, dass wesentliche Mechanismen dieser Gesellschaft Ausschluss und Verleugnung sind. Es existieren unter den heutigen Bedingungen riesige Bevölkerungsgruppen ohne das Gefühl einer sicheren Zukunft, einer stabilen Zugehörigkeit, mit einem Gefühl beschädigten Lebens. Ihr Leben wird gesellschaftlich nicht unterstützt, nicht wertgeschätzt und nicht betrauert. Dadurch wird ihr Leben prekär und angreifbar.

Es ist wichtig, dass es gleichberechtigte, würdevolle und gewaltlose Beziehungen gibt, - sowohl im schattenhaften Hintergrund des Privaten, in dem Frauen, Kinder, Alte und Sklaven existieren, als auch im öffentlichen Raum. Ob ein Leben als wertvoll geachtet ist oder nicht, ist nicht nur eine individuelle, sondern eine gesellschaftlichen Angelegenheit.

Butler will über die Verleugnungsmechanismen dieser Gesellschaft aufklären, so wie Bianchi und Rosa.

Das in dieser Gesellschaft Verleugnete muss zum Ausgangspunkt für eine neue Politik werden: Die Einsicht in die menschliche Verletzlichkeit und wechselseitige Abhängigkeit.

Politik muss bestehen auf der wechselseitigen Abhängigkeit lebendiger Wesen und auf den ethischen Pflichten, die sich daraus ergeben. Wir müssen lernen, auf die komplexe Menge von Beziehungen, ohne die keine von uns existieren kann, aufmerksam zu werden und diese zu verstehen. Denn wir sind als Körper angreifbar. Diese Gefährdung bildet einen Aspekt unserer sozialen Daseinsweise. Die Verleugnung dieser Abhängigkeit ermöglicht die Abwertung der Abhängigen und deren Unterdrückung durch die angeblich Unabhängigen.

Butler: Wir müssen uns allen Formen von Gewalt entgegen stellen, die Leben zerstören und unlebbar machen.

Dabei geht es nicht nur um den Menschen. Eine erweiterte Perspektive löst die klassische Naturwissenschaft ab durch ein systemisches Modell, das in der neueren Biologie die Theorie offener Systeme genannt wird: Die Welt kann nicht aufgespalten werden in Natur einerseits und Mensch/Geist andererseits. Geist gibt es überall in der Natur, und der Mensch ist ein Lebewesen unter tausenden anderen, die in einem riesigen Netzwerk wie in einem Bindegewebe miteinander verknüpft sind; wenn am einen Ende etwas geschieht, so spürt man es am anderen. Albert Schweitzer hatte gesagt: „Ich bin Leben, das Leben will – inmitten von Leben, das leben will.“ Nicht der Mensch ist die Krone der Schöpfung, sondern der Sabbat, an dem wir die wechselseitige Bezogenheit allen Lebens wahrnehmen können.

Wenn wir danach fragen, wie wir unser Leben in dieser Welt aufrecht führen können, wie wir zum Stehen und Bleiben kommen können, dann können wir diese Frage nicht mehr ausschließlich in Begriffen des guten Lebens für die Einzelne fassen.

Das Soziale, das Kulturelle und Gesellschaftliche durchdringen das Individuum und bringen bestimmte Arten des Fühlens und Tuns mit hervor. Und in das Netzwerk des Lebens ist der Mensch als Körperwesen eingebettet; es gibt kein isoliertes menschliches Leben.

⁸ Judith Butler, Dankesrede bei der Verleihung des Adorno-Preises, Frankfurt 2012, aus Frankfurter Rundschau am 15. 09. 2012

Butler bezieht sich auf Adorno und sagt: „Es gibt kein richtiges Leben im Falschen“ (Adorno), aber **zum Zweck des richtigen Lebens muss Protest gegen das falsche erhoben werden.**

Protest ist Aufstand. Ist Aufstehen. Ist Empörung!

Der Widerstand bestünde gegen die Formen falschen Lebens, die wir durchschaut haben. Er müsste sich allerdings auch in uns selber gegen all das erweisen, worin wir dazu tendieren mitzuspielen. Es wäre ein Widerstand nicht nur gegen die äußere Welt, sondern auch einer gegenüber der eigenen inneren Komplizenschaft.

Nach Butler geht es um körperliche Gesten des Nein-sagens.

Sie finden sich im Engagement für soziale und ökologische Projekte, aber auch im Schweigen, in der Weigerung, sich von der Stelle zu bewegen, in den körperlichen Haltungen in jenen Bewegungen, die im Widerstand schon Prinzipien der wechselseitigen Abhängigkeit von Menschen untereinander umsetzen. Damit gilt es anzufangen. Jetzt!

Eine soziale Bewegung muss von Anfang an die Prinzipien umsetzen, die sie verwirklichen will. Mit Gewalt kann man den Frieden nicht erlangen. Dabei geht es um Bedingungen, unter denen menschliche Abhängigkeit und Verletzlichkeit lebbar werden. Soll ich ein gutes Leben führen, dann wird es ein Leben mit anderen Lebewesen sein, das ohne diese anderen gar kein Leben wäre. Wir gestehen uns ein, dass wir einander brauchen. Um gut zu leben, bin ich auf andere und anderes angewiesen. Wenn es ihnen schlecht geht, kann es mir nicht gut gehen, es sei denn, ich verleugne die andern oder meine Abhängigkeit von ihnen.

Dies sind entscheidende Bedingungen demokratischen Lebens, Bestandteile eines Denkens und Handelns, das sich den Bedrängnissen unserer Zeit stellt.

4. Anfangen als Glaubenshaltung – die theologische Perspektive

Was sollen wir tun? Wir können nicht die ganze Welt umkrepeln. Aber wir können einen Anfang machen. In jedem Augenblick. Wir können auftauchen aus der Dumpfheit des Mitlaufens, aus der Angst vor dem Abrutschen, aus der Verleugnung derer, die nicht mitkommen und nicht wahrgenommen werden, aus dem gedankenlosen Weitermachen. Es ist längst bekannt, dass es so nicht mehr weiter geht.

Es gibt Menschen, die einfach aufbrechen, die ihre Angst überwinden, sich zusammentun und vernetzen und gemeinsam realistische Alternativen ausprobieren, die Entwicklungen in Gang setzen. Dafür gibt es viele wackere Beispiele, die einem Mut machen können.⁹

Hanna Arendt erinnert daran, dass die **Freiheit des Anfangens** die Möglichkeit von Menschen ist, die als Geborene ja einmal angefangen haben, die einmal als Neuankömmlinge eingetreten sind in die Welt. Der Ausgangspunkt war eine Beziehung. Für Arendt gibt es so etwas wie **eine Zweite Geburt. Sie besteht darin, dass Menschen sich einschalten in die Welt, initiativ werden für das, wofür sie stehen.** Es ist das Eintreten in den öffentlichen Raum. Es bedeutet, selbst zu denken und zu urteilen, sich selbst Autorität zu werden, die eigenen Handlungen selbst zu verantworten. Diese Verantwortung richtet sich auf den politischen Raum und äußert sich als Sorge um die Welt, als Liebe zur Welt.

⁹ Siehe etwa Harald Welzer u.a.(Hg.), Futur zwei, Zukunftsalmanach 2015/16. Geschichten von gutem Umgang mit der Welt, 2014

Ders. Selbst denken. Ein Anleitung zum Widerstand, 2014

Ders. Transformationsdesign: Weg ein eine zukunftsfähige Moderne, 2014

Elsen, S., Rausch, G., Biesecker, A., Ökosoziale Transformation: Solidarische Ökonomie und die Gestaltung des Gemeinwesens, 2011

Dieses Denken versucht, den Menschen frei zu setzen: Im Immer-wieder-anfangenden Miteinander ist es möglich, sich aus der Position des Ausgeliefert-Seins zu befreien. Opportunismus, Individualismus und das einseitige Verfolgen von privaten Interessen zerstören den politischen Raum, in dem wir in wechselseitiger Abhängigkeit mit anderen leben und handeln.

Wir brauchen das Bewusstsein dafür, dass vor uns andere da waren, der Raum des Vergangenen als Herkunft und Wurzelgrund. Und wir brauchen die Wahrnehmung für - und die Resonanz von andern, die mit uns sind; wir brauchen Anteilnahme, Fürsorglichkeit und Solidarität mit allen Lebewesen. Es geht dabei darum, Verantwortung zu übernehmen für die nackte Tatsache, dass wir auf diese Welt gekommen sind.

Wie kommen wir aus der Beschäftigung mit uns selbst, aus der Sorge um unsere Bedeutung, aus der Verkrümmung in sich selbst, die Luther *Sünde* nannte, heraus - in eine Aufrichtung, in eine Haltung, die aufrecht ist, so dass ich wahrnehmen kann, was um mich ist und geschieht?

Ich fange an. Ich versuche es.

Ich schaue, wie ich stehen kann. Ich verlagere mein Gewicht vom Standbein zum Stehbein; dadurch wird ein Bein frei: Ich könnte gehen. Stehen ist nicht Statisches, sondern etwas Gebundenes, ein Balance-Akt. Ich bin gebunden an den Boden, der mich trägt. Aber Stehen bedeutet auch ein Stück Unabhängigkeit, z. B. von dem, was Andere über mich denken. Ich nehme einen Standpunkt ein. Ich bekomme es mit andern und andern Standpunkten zu tun. Die stellen meinen in frage. Ich gebe ihn auf und suche einen andern. Ich bin in Bewegung. Ich muss nicht alles richtig machen. Ich werde nicht starr auf einem Standpunkt stehen bleiben. Dann falle ich um. Ich werde überhaupt nicht stehen bleiben, sondern weitergehen, umkehren, Umwege machen.

Aber ich bleibe dran an dem, womit ich mich verbunden habe, bei dem, was mir wirklich am Herzen liegt, was zu mir und meiner Identität gehört. Ich gehorche weder äußeren noch inneren Ansprüchen und Zwängen, ich werde nicht moralisch, ich orientiere mich an dem, was ich erkannt habe und was mich berührt. Was mir vor die Füße gefallen ist und mich anruft, als wäre es Gottes Ruf an mich.

Das ist ein Leben im Vorläufigen. Ein Ausprobieren. Ein Suchen im Austausch mit andern. Das ist die Fähigkeit des Nicht-Wissen-Müssens. Das ist etwas sehr Lebendiges!

Theologisch gesehen sind wir in der Welt, weil uns das Leben geschenkt wurde. Wir haben uns nicht selbst gemacht. Wir sind von Gott in die Welt gestellt. Wir sind von Gott in die Welt Gerufene und Angesprochene, in Anspruch genommene Subjekte. Aus Fragenden sind Gefragte geworden. Ich lasse mich ansprechen, berühren, von Gott, von einem Kind, das mich um etwas bittet, von einem Tier, das mein Erbarmen sucht. Dann geht mich das etwas an, und ich antworte. Ich kann gar nicht anders.

Auch theologisch geschieht die Konstitution des Menschen vom Anderen her. Ich bin abhängig von der Anerkennung durch Andere. Von Gott her bin ich eine Angesehene. Der gekrümmten Frau ermöglicht Jesus, sich aufzurichten, indem er sie ansieht und berührt.¹⁰ „Steh auf, hebe dein Bett auf und geh heim!“¹¹ „...dann seht auf und erhebt Eure Häupter, weil sich Eure Erlösung naht“.¹²

Ich bin ein geliebtes Geschöpf wie alle anderen Geschöpfe. Ich besitze mich nicht selbst. Aber ich habe das Vertrauen, dass ich aufrecht auf Gott zugehen kann, denn Gott kommt auf mich zu. Darin eröffnet sich Zukunft. Darin naht Erlösung. Das ist eine Essenz unseres Glaubens. Wir haben ihn nicht als sicheren Besitz. Ich kann mit diesem Glauben anfangen und aufhören und zweifeln und von neu-

¹⁰ Lukas 13, 10 ff.

¹¹ Matthäus, 9, 6

¹² Lukas 21, 28

em anfangen und mit ihm wachsen. Dabei muss man Glaubensvorstellungen auch aufgeben können, z. B. die, ohne den andern nicht weiterleben zu können, oder die, die andere nicht zu brauchen, oder die, dass Gott uns klein will oder die, dass wir minderwertig und machtlos sind, oder die, dass es zum ökonomischen Wachstum keine Alternative gibt. Aus Angst kann Vertrauen werden, wenn wir erstmal anfangen. Es geht nicht um Bescheid-Wissen. Es geht um das Risiko, etwas falsch machen zu können, unsicher und lebendig zu sein.

Der Glaube ist eine Haltung, in der Welt zu sein. Es ist die Haltung des Auftauchens, des Stehens, des Dran-Bleibens und des Anfangens.

Gottes Wort wird nur dann wahr, wenn es sich in unserem Leben und unseren Beziehungen realisiert. Sonst ist es leblos, abstrakt und ohne Bedeutung. Es gibt keinen Weg zu Gott am Anderen vorbei. Man kann Gott nicht hinterher ziehen, weil er nicht vorneweg geht. Wir können in seiner Spur bleiben, aber diese Spur führt uns dahin, wo wir Gott eher nicht vermuten, am Rande, bei denen, die ausgeschlossen oder vergessen sind, bei denen, die mit Füßen getreten werden, die bedroht und bedürftig sind und daher eine große Sehnsucht haben. Gott ist anders als wir denken. Deshalb können wir uns trauen, anders zu sein, als man von uns erwartet. Wir sind nicht verrückt, wenn wir die Verhältnisse, in denen wir leben, verrückt finden.

Gott ruft uns in die Aufrichtung hinein und fordert uns heraus, Zeuge zu sein für das, was seinen Geschöpfen angetan wird, und dort, wo wir können, aufzustehen und einzuschreiten, NEIN zu sagen. Dem Mitlaufen zu widerstehen. Sich aus Verwicklungen zu lösen.

Wenn wir damit anfangen, begeben wir uns in unsicheres Gelände. Wir wissen nicht, ob wir es richtig machen oder Erfolg haben werden. Ich höre auf, mich anzupassen und auf der sicheren Seite zu stehen. Ich höre auf zu rennen und weiter zu machen. Ich beteilige mich nicht an einem belanglosen Geschwätz, das mich nicht interessiert. Ich halte inne.

Wenn ich aufhorche und wahrnehme und meinen Sinnen traue, dann kann etwas auftauchen, aus meiner inneren Welt oder aus dem Raum zwischen mir und einer Andern, das ganz neu ist und das ich noch nicht kenne und nicht weiß. Eine Frage, ein Bedürfnis, eine Idee. Ein Standpunkt. Etwas Kostbares, das mein Eigenes ist und das mich wirklich etwas angeht. Etwas, zu dem ich stehen kann. Da werde ich dran bleiben. Vielleicht fühlt sich das zuerst befremdlich und verstörend an. Es entspricht so gar nicht meinen Erwartungen. Ich gehe weiter, es wird sich verwandeln. Ich werde es mir anverwandeln. Wohin es mich führt, das weiß ich noch nicht. Aber es ist der Anfang einer Umkehr. Alles wandelt sich. Aber anfangen kannst Du bis zum letzten Atemzug (Bert Brecht).

Im äußersten Fall ist die Ausweglosigkeit die Bedingung dieser Möglichkeit zur Aufgabe einer Position, zur Lösung vom Vertrauten, zur Überwindung von Mechanismen der Abspaltung und Verleugnung und des Ausschlusses zu kommen. Es gibt keine Sicherheit des Gelingens jenseits einer wirklich stattfindenden Beziehung. Wir stehen auf und riskieren Bewegungen, die notwendig sein mögen, wenn es darum geht, Neues, Unbekanntes wahrzunehmen und zu entdecken, um der Gefahr zu entkommen, niemals etwas anderes zu finden als das, was ist und was man bereits weiß und wozu es angeblich keine Alternative gibt.

Aufrecht stehen ist nur der Anfang. Was folgt, ist offen. Dabei bleibe ich.